

Kultur- und Zeitfragen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **11 (1931-1932)**

Heft 1

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-157372>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sehen, wenn die eigenartige, mit Verständnis für beide Seiten ausgestattete elsässisch-lothringische Volkspersönlichkeit erhalten bleibt.

Strasbourg, den 25. März 1931.

Paul Schall.

Kultur- und Zeitfragen

Die andere Seite der Neutralität.

Im Eifer, seinem Land die Neutralität zu wahren, vergift man leicht, wie Viele zu dieser Haltung, zu diesem Sich-Bescheiden erst auf mühsamen Umwegen, nach harten Erfahrungen gelangen. Der Waadtländer Schriftsteller **Charles Gos**, der uns schon eine Reihe vielbeachteter Veröffentlichungen geschenkt hat, unternimmt es in seinem neuesten, in Drama-Form geschriebenen Buch „**L'Autre Horizon**“ (Verlag Attinger, Neuenburg, 1931; 162 S.), die inneren Beweggründe eines schweizerischen Offiziers, der während der Grenzbesetzung in die französische Fremdenlegion desertiert, darzulegen. „Meine Absicht war es — schreibt Gos im Vorwort —, die psychologischen Züge eines Seelenzustandes, einer wahrhaften geistigen Krise festzustellen, die viele Schweizer in der Armee, besonders 1914 und 1915, durchmachten, die aber nicht von der Theorie zur Handlung schritten. Um so mehr stellt die Tat der zwölf Tausend Schweizer, die unwillkürlich und freiwillig Partei ergriffen, einen bemerkenswerten und hohen Augenblick unserer Geschichte dar und ist es wert, in der Dichtung festgehalten zu werden.“ Schon die Zahlenangaben von Gos sind bemerkenswert. Zwölf Tausend freiwillig in die Fremdenlegion eingetretene Schweizer schlugen sich von 1914 bis 1918 „für Frankreich und die Menschheit“. Zehntausend davon auf den Schlachtfeldern Frankreichs, zweitausend in Marokko, in den Dardanellen und in Saloniki. Etwas über 4000 davon waren Deutschschweizer, die übrigen 8000 Westschweizer. Dreiviertel davon (9000 von 12.000) blieben „auf dem Feld der Ehre“. Frankreich geht mit dem Blut seiner Freunde nicht eben sparsam um.

In den seelischen Zustand des Helden — Leutnant Cartigny — leuchtet die Zwiesprache vor der Desertion zwischen diesem und seinem Vater, Brigadekommandant Cartigny, hinein. Cartigny (Sohn) schildert, wie die Untätigkeit den Geist der Armee „austrockne“; „man fühlt, daß unsere Soldaten sich langweilen und der Patriotismus nicht mehr genügt“. „Die hohen Gefühle sterben ab; man lebt in einer stickigen Luft materieller und kleinlicher Interessen“. „Zu viele Schweizer begnügen sich mit Schwätzen, mit der Bekundung ihrer Sympathien. Es braucht solche, die handeln.“ „Mich ruft ein anderer Horizont; ich diene einer Idee.“ „Als Soldat habe ich mein Land zu schützen, als Mensch die Menschheit.“

Cartigny läßt sich also in die Fremdenlegion einkleiden, wird in Abwesenheit wegen Desertion vom schweizerischen Militärgericht zu zwei Jahren Gefängnis und Degradation verurteilt, kämpft in zahlreichen Schlachten auf französischem Boden, erhält mehrfache Auszeichnungen und kehrt schließlich schwer verwundet, seines Augenlichtes beraubt, in die Heimat zurück. Hier spricht ihn das Gericht — wegen seiner Verwundung und der an sich nicht ehrenrührigen Beweggründe der Desertion — nachträglich frei; der Vater söhnt sich mit ihm aus. Zwischen Vater und Sohn spielt sich am Schluß folgendes Gespräch ab: Der Vater: „Du erinnerst Dich des Tages, an dem Du mir Deine Abreise mitteiltest und daß ich Deinem Grund, um desselwillen Du desertierstest, der Idee der Menschheit zu dienen, Deine einfache Pflicht entgegenstellte, Deine unmittelbare Pflicht: das Land?“ Der Sohn: „Ja, ich erinnere mich. Und Du hattest geantwortet: ‚Das muß Dir genügen!‘“ Der Vater: „Verstehst Du heute, was ich sagen wollte? Wenn Du Deinem Land gut dienst, dienst Du auch der Menschheit.“ Der Sohn: „Damals verstand ich es nicht, ... ich war blind, ... aber jetzt verstehe ich, jetzt sehe ich.“

Ob es dem Verfasser mit seinem Buch, dem Oberstltbt. Wildbolz und Oberstdivisionär Sonderegger ein Vorwort schreiben, mehr darum zu tun war, den zwölf-tausend Schweizern der französischen Fremdenlegion nachträglich ein Ehrenmal zu errichten, oder an einem Einzelfall die geistigen Wandlungen einer ganzen Generation seiner engeren Landsleute darzutun, bleibe dahingestellt. Vielleicht ging es ihm um beides. So oder so aber vermittelt das Buch einen trefflichen Einblick in die Denkweise der welschen Schweiz. Seine künstlerische Vollendung macht sein Lesen außerdem zu einem Genuß.

* * *

Wesentlich anderer Art ist ein Buch von Oberst A. Cerf, „Der Krieg an der Jura Grenze“ (Sauerländer, Aarau, 1931; 287 S.; die deutsche Übersetzung von M. Sulzer), das ebenfalls auf die Zeit des Weltkrieges zurückgreift. „Wir Soldaten — heißt es in der Einleitung — hörten auf unseren Grenzposten das Donnern der Geschütze und das Knattern der Gewehre. Wir sahen die aufsteigenden Rauchsäulen der Feuersbrünste, das Morden, die Verheerungen, die unser unglückliches Nachbarland, das Elsaß, verwüsteten. . . Die schweizerische Armee hat in dem Riesendrama mitgespielt. Durch ihr Bestehen sowohl, als auch durch ihre entschlossene Haltung hat sie die Kriegsfackel ferngehalten, die auch unser Land bedrohte.“ „Denjenigen — schreibt Oberstdivisionär Guisan im Vorwort —, die der Armee die Nützlichkeit abstreiten, stellt dieses Buch die Sprache der Tatsachen gegenüber.“ Diese Sprache der Tatsachen besteht in erster Linie in der sehr lebhaften Schilderung der Kriegshandlungen im Elsaß im Sommer 1914. Daneben finden allerhand Einzelheiten, wie die „Akademie“ von Réchésy eine knappe und aufschlußreiche Darstellung: „Jedermann hat von der berühmten Nachrichtenzentrale in Réchésy, nahe an unserer Grenze, gehört. Dieses Bureau, dem Dr. Bucher vorstand, hieß allgemein die „Akademie“ von Réchésy: der Name war keineswegs etwa widerrechtlich erworben, schreibt Maurice Muret, der sie besucht hat. . . In der Tat lebten dort in einem hübschen Hause eine Reihe mobilisierter Schriftsteller, deren einige elsässischer Herkunft waren: Paul Ucker, André Halleys, Jean Schlumberger, Pierre Hepp und andere. Maurice Barrès besuchte die Herren öfters. Diese trugen meistens Offiziersuniform und verkehrten gerne — aus begreiflichen Gründen — mit unsern auf Grenzwatche stehenden Schweizeroldaten.“ — Schließlich wird man den nachstehenden Worten des Verfassers gern voll und ganz zustimmen: „Außerlich anscheinend ruhig und sicher, war doch die Schweiz, gerade wie das Elsaß, ständig von Kriegsgefahr umlauert. Schon die geringste Schwäche unsererseits wurde ausgenützt. Der Nachrichtendienst unserer Nachbarn verfolgte mit gespanntester Aufmerksamkeit die Vorgänge in unserem Lande, erwog unsere Effektivbestände und führte Kontrolle über unsere aufgebotenen Einheiten. Sich um den Schutz ihrer an die Schweiz angelehnten Flügel zu kümmern, war ihr gutes Recht. Jetzt, da die Generalstabsarchive sich allmählich öffnen, werden auch ihre Geheimnisse bekannt. Und es sind darunter recht viele, die uns angehen. Leider kennt man sie allgemein viel zu wenig; man sähe sonst, von welchen Gefahren die Schweiz während dieser scheinbaren Stille an der elsässischen Front umgeben war.“ — In einer Zeit ständig zunehmender Spannung in Europa wird besonders das heranwachsende Geschlecht gut tun, sich an einem Buch, wie dem vorliegenden, zu vergegenwärtigen, wie es damals an unsern Grenzen war.

* * *

In den Zusammenhang der zwischenstaatlichen Stellung der Schweiz gehört auch das durch den kürzlichen tragischen Tod seines Verfassers zu einer gewissen erneuten Zeitgemäßheit gelangte Buch Cuno Hofers, „Meine Geschichte und die meiner Gäste“ (Amalthea-Verlag, Zürich-Wien, 1931, 519 S.; M. 7.—). In einem ersten Teil, betitelt „Die beiden Welten“, spielt sich die Jugendgeschichte des Selbsterzählers und seiner zwei Freunde ab. Unter den „beiden Welten“ ist „Heiligkeit und Menschentum, Mystik und irdische Gebundenheit“ verstanden. Mit den Ermahnungen seines Erziehers zu einem heiligen und mystischen Leben versehen, beginnt der Held

der Erzählung seine Jugendzeit. Bald findet er sich aber voll und ganz in die irdische Gebundenheit verstrickt. „Weinend sah ich ein und gestand mir, daß es zu spät sei, daß ich nun die Welt liebe; ich hing an ihr, an ihren Freuden und an ihrem Weh; ich war, selbst ihr Geschöpf, ihren Geschöpfen hingegeben.“ Sein Leben zu einer harmonischen Verschmelzung beider Welten zu gestalten, ist ihm nie beschieden. Vielleicht ist das seine Anlage. Sicher aber auch ein Stück Schicksal. „Die Stufen“ nennt sich der zweite Teil des Buches. Er handelt von den Geschehnissen und Schicksalen der drei Freunde nach ihrem Eintritt ins Mannesalter. Schon nach dem kurzen Zeitraum von zwölf Jahren ziehen sie sich aber auf ein altes Schloß am Meer zurück. „Die Stufe ist erklimmen, die letzte. Sie wird uns noch glückliche Tage bescheren.“ Damit schließt das Buch.

Während der erste Teil vorwiegend *Selbsterlebtes*: das sehr diesseitige und wenig von geistigen Problemen beschwerte Erleben der Jugend- und Studentenzeit, wiedergibt, gibt der zweite Teil mehr nur *Geschautes* wieder. Das hängt eben mit dem problematischen Wesen des Selbsterzählers zusammen: er kann als Mann nicht Stellung nehmen zu den Fragen des Daseins, oder, was gleichbedeutend damit ist: nicht selbst gestaltend in das Leben eingreifen. Schon zum Staat, der Form des menschlichen Zusammenlebens, findet er kein positives Verhältnis; läßt er seinen alten Freund und Exstaatsminister Cornelius doch davon sagen, bezw. schreiben: „Daß der Staat sich so erbärmlich an der menschlichen Gemeinschaft ver-sündigt, will mir nicht in den Kopf hinein. . . Man lehrt uns, er erfülle Aufgaben zum Wohle der Gesamtheit. Nun ja, wie stehen diese Verdienste im Verhältnis zur Not, zum Ärger und zum Leid, die der Staat über uns gebracht hat? Abgesehen von der Geselligkeit wäre jedermann viel glücklicher in der goldenen Freiheit einer weltentrückten Insel.“ Da scheint auch ihn das große Geschehen des Weltkrieges aus seiner Vereinsamung herausreißen zu wollen: „Es kamen nach und nach Dinge, die mir halfen, Leid und Enttäuschungen zu ertragen; vor allem große kriegerische Schicksale, die den Menschen wie die Völker mit Peitschenhieben auf die Weine stellten und derart in Atem hielten, daß der einzelne nicht an sich selber denken durfte. Großes Geschehen rauschte durch die sichtbare Welt, feuerte alle Arme, spornte alle Geister an, und mir, dem vollkommen vereinsamten jungen Mann, wurde die Gnade zuteil, als begabter Mensch eingeschätzt zu werden.“ Er wird Publizist, Lehrer an der Hochschule. Aber als *neutraler Schweizer* bleibt er abseits des Kampfes. Und auch *geistig* kann er in dem keinen Sinn erkennen, was in jenen Jahren jenseits unserer Grenzen geschieht. So legt er bald sein Amt wieder nieder. „Auch die Feder ließ ich liegen, denn ich wagte vorderhand nichts mehr zu behaupten. Ich mied die aufgebrachten Mitmenschen, denn ich konnte mich weder ihrer Klage noch ihrer Fehde mehr anschließen. . . Als ich mich in vollkommener Ohnmacht an ihren Leiden und Kämpfen krank gegrämt hatte, fühlte ich, daß ich für jedwelles Lager ein unbrauchbarer Streiter geworden sei. . . Ich schied nicht ohne Gram und Bedenken. Ein gewisses Herzklopfen wird jeden befallen, der endgültig sich von jenem großen Ameisenhaufen trennt, den man ‚das öffentliche Leben‘ nennt.“ — Nachher finden wir ihn an Seite seines ehemaligen Jugendfreundes und jetzigen Führers der ungarischen Gegenrevolution in der passiven Rolle des Zuschauers dieser Gegenrevolution. Zum Schluß zieht er mit seinen Freunden zusammen auf das ver-witerte Schloß am Meer zurück, um dort in stiller Zurückgezogenheit „glücklichen Tagen“ zu leben.

„Jrgendwie ist das Schicksal Cuno Hofers schweizerisch“, hat E. Helbling in einem Gedankartikel in der „Neuen Schweizer Rundschau“ geschrieben. Unserm Land hat — und das ist die andere Seite unserer Neutralität — seit langem das große Schicksal gefehlt, das Begabungen wie diejenige Hofers in seinen Bann zu zwingen vermocht hätte. Darum bedeutet allerdings auch dieses Einzelleben und sein Verlauf sehr wohl ein Stück schweizerischen Schicksals.

Hans Dehler.